

architektur und baingenieurwesen
fh- kärnten spittal / drau

ausdruck TEXTE 01

architektur
VORTRAGS
REIHE
fh kärnten

DAS WOHNEN UND DER RAUM

Überlegungen im Ausgang vom
Denken des späten Heidegger

UTE GUZZONI

hs 115 | 18h MI 14 | 05 | 2014

FH KÄRNTEN | SPITTAL | VILLACHERSTRASSE 1

Foto: Peter Nigst

Ute Guzzoni in Spittal

Wer sich intensiv mit Architektur und ihrer Theorie befasst, kommt um gewisse Autoren und Texte nicht herum. Es kommt vor, dass sich das auf ganz unerwartete Art und Weise geltend macht.

Als ich mich vor einiger Zeit auf ein Interview mit den Kollegen von de vylder vinck taillieu - derzeit sicher eine der angesagtesten Architektengruppen Flanderns, die ihr Land bei der Biennale vertraten - vorbereitete, mir ein Gespräch über ihr nicht leichtgängiges Werk vorstellte, wurde mir schnell das Problem deutlich, sich darüber in fremder Sprache auszutauschen. So versuchte ich es mit einem Hilfsmittel. Ich hoffte, über einen Text, der vordergründig mit Hochbau nichts zu tun hat, in dem ich dennoch eine geistige Verwandtschaft vermutete, Ihren Intentionen auf die Spur zu kommen. Ein Wagnis. Der Text: Martin Heidegger, Der Feldweg.

Zu meiner nicht geringen Überraschung funktionierte das nicht nur, es funktionierte ausgezeichnet. Ganz direkt erhielt ich zur Antwort, dass den Kollegen dieser Text aus ihrer Architekturausbildung in Gent bestens vertraut war. Nicht nur bestätigten sie meine Vermutung, das weitere Gespräch entwickelte sich daraus fast mühelos.

Natürlich hat der Text nur auf den ersten Blick nichts mit Bauen zu tun - schließlich handelt er von einem Ding, dem Feldweg, der von Menschenhand in die Landschaft gelegt wurde. In einer ganz eigenen Sprache führt er vor Augen, wie wir mit ihm umgehen, ihn umformen, Zeit mit ihm teilen, wie er uns begleitet und beeinflusst, Erinnerungen weckt, zum Sinnieren anregt, uns heim führt. Der Text zeigt eine Welt alltäglicher Artefakte, an der wir teilhaben. Es ist ohne weiteres nachzuvoll-

ziehen, dass de vylder vinck taillieu ihr Schaffen so verstehen.

Dass Architekten sich darin wiederfinden, wird kein Zufall sein. Martin Heidegger ist dem Bauen zugetan. Mit „Bauen, Wohnen, Denken“ hat er einen Grundlagentext zur Architektur beigesteuert, Bauen und Wohnen durchzieht sein Werk, im Spätwerk zunehmend. Der Vortrag aus dem Jahr 1951, gehalten auf dem zweiten „Darmstädter Gespräch“ mit dem Titel „Mensch und Raum“, ein Jahr später publiziert, hat es in sich, ist nicht für den schnellen Verbrauch, bedarf genauen Hinsehens und schließt an voraus Gedachtes an. Kurz: ein Text für Architekten, bei dessen Lektüre man sich für Hilfe zum Verständnis nicht zu schade sein sollte.

Nun ist es mit Heidegger so eine Sache. Viel Geraune – über Person, Verstrickung und seine Sprache. Die ist nicht leichtgängig, „eigen“ ist das Mindeste. Sie geht den Worten auf den Grund, denkt mit den Worten, manche sprechen von Geraune. Entsprechend ist „Bauen, Denken, Wohnen“ oft kommentiert worden, und nicht Wenigem haftet etwas Rätselhaftes, mindestens ein verschlossener Fachjargon an, schnell fühlt man sich versetzt ins Reich der eingeweihten Seher und Hohen Priester...

Wie freut man sich da über jedes offene, verständliche Wort, das nachvollziehbar aus Lebenszusammenhängen spricht. Das ist selten. Ute Guzzonis Ausführungen tun das, ihr Thema umkreisend, kein schneller Zugriff, eine ruhige Annäherung und so eine wirkliche Hilfe zum Verstehen. Sie selbst sagt, das Glashaus des Akademischen sei ihr suspekt geworden, und wenn beim Verlassen desselben möglicherweise etwas zurückblieb, so ist damit für den Laien doch viel gewonnen: für die Architekten, die in dieser Hinsicht Laien sind.

Ute Guzzoni, 1934 in Greifswald geboren, lehrte Philosophie an



der Albert-Ludwig- Universität in Freiburg i.Br., Deutschland. Mit ihrer Dissertation zu Hegel (1961) und der Habilitation über Aristoteles' Ontologie (1969) bezeugt sie ihr Interesse an einer Welt jenseits der Subjekt-Objekt Dichotomie, das eine intensive Auseinandersetzung mit Heidegger mit sich brachte. Im Jahr 2000 wurde sie emeritiert, was ihr freilich keine Ruhe lässt, wie zahlreiche Veröffentlichungen zu diesem Autor belegen.



Für eine Hochschule der Architektur, die sich mit der Vermittlung technischer Fertigkeiten nicht zufrieden geben möchte, war es naheliegend, Ute Guzzoni zu einem Gastvortrag einzuladen. Die Schule freut sich, hiermit die instruktiven und inspirierenden Ausführungen vorlegen zu dürfen, redigiert durch Ute Guzzoni selbst. Gerade für Architekten finden sich wertvolle Anregungen.



Ein Gedanke, der besonders aufhorchen ließ, sei hervorgehoben: Aktives sein lassen. Meint das: aktives sein lassen, aktives Sein lassen, Aktives sein lassen, aktives Seinlassen? Niedergeschrieben zeigt sich, wie vielschichtig das Gesprochene sein kann. Auf jeden Fall ist es eine Aufforderung, die in unseren Ohren zuerst einmal paradox klingt. Der nachzusinnen lohnt sich, möglicherweise gerade für unsere Profession, und sei es nur nur als Korrektiv unseres landläufigen Planungsverständnisses.

Florian Aicher
September 2014





Das Wohnen und der Raum

Überlegungen um Ausgang vom Denken
des späten Heidegger

Wir leben mit großer Selbstverständlichkeit in zwei unterschiedlichen, doch jeweils *realen Welten*, denen ebenso selbstverständlich unterschiedliche Denk- und Verhaltensweisen entsprechen. Zum einen sind wir *Subjekte*, die sich vorstellend und handelnd in der „objektiven“ Welt bewegen, indem wir uns unsere Begriffe über die gegebene Wirklichkeit bilden, um sie mit unseren Planungen und Berechnungen mehr oder weniger gut in den Griff zu bekommen. Technik und Wissenschaft sind die ausgezeichneten Mittel zur Bewältigung dieser Aufgabe. Die den Subjekten gegenüberliegende Welt ist bestimmt durch die Ordnung von Raum und Zeit und durch bewährte logisch-rationale Kategorien, die, obgleich sie im Lauf der Zeit durchaus Präzisierungen und Spezifizierungen erfahren können, doch in ihrem Grundbestand sicher und intersubjektiv verbindlich sind.

Zum anderen – und ebenso selbstverständlich und „wirklich“ – gehören wir in eine „subjektive“ Welt der einsozialisierten Kenntnisse und gewachsenen Gewöhnungen, der lieb gewordenen Dinge und der positiv oder negativ empfundenen und gelebten sozialen Zusammenhänge. Diese Welt liegt uns nicht gegenüber, vielmehr sind wir *in* ihr. Unsere Zugehörigkeit zu ihr äußert sich u.a. in wechselnden Orientierungen und

in Befindlichkeiten, die oftmals mit den „objektiven“ Gegebenheiten nicht viel zu tun haben. In unserer vielfältig gestimmten Welt fühlen wir uns zu Menschen und Dingen und Verhältnissen hingezogen oder von ihnen abgestoßen, wir machen gewohnte oder neue Erfahrungen, die sich uns unauslöschlich einprägen oder die wir alsbald vergessen. Wir erleben zuweilen dort räumliche und zeitliche *Nähe*, wo „objektiv gesehen“ große Distanz besteht, und *Ferne* gegenüber Dingen und Menschen, die unmittelbar um uns herum sind. Vieles erfahren wir als mehrdeutig oder auch als widersprüchlich, was geschieht ist keineswegs immer konsequent und vorhersehbar.

Heidegger sagt in seinem Vortrag *Gelassenheit*, der zunächst den Titel *Zum Atomzeitalter* trug: „So gibt es denn zwei Arten von Denken, die beide auf ihre Weise berechtigt und nötig sind: das rechnende Denken und das besinnliche Nachdenken“. Das rechnende Denken ist dasjenige Denken, das z.B. Ihren Alltag hier an der Hochschule bestimmt und weitgehend Ihren späteren Berufsweg prägen wird; auf den Weg des anderen, des besinnlichen Denkens möchte ich mich mit Ihnen in diesem Vortrag begeben.

Ich habe diese etwas lange Vorbemerkung gemacht, weil ich Sie bitte,

sich im Zuhören bewußt auf die Prä-
misse einzulassen, daß es in dem zuvor
angedeuteten Sinne in der Tat zwei un-
terschiedliche Welten und entsprechend
auch zwei Arten von Denken gibt und
daß die eine auf ihre Weise so viel „Recht“
hat wie die andere und umgekehrt.

Das *Wohnen* und der *Raum* – die
beiden Phänomene, die der Titel des Vor-
trags zusammenbindet – sind in der tech-
nischen Welt etwas anderes als in dem, was
wir die besinnlich erfahrene Welt nennen
können. Im Folgenden geht es also um
diese letztere Weltsicht, die jedoch keines-
wegs ohne Bedeutung auch für den techni-
schen Umgang mit der Wirklichkeit ist.

Meine Überlegungen gliedern sich
in fünf Schritte. Zunächst werde ich in den
ersten drei Abschnitten das Heideggersche
Verständnis der hier thematisierten Grund-
begriffe oder Grundwirklichkeiten näher
erläutern – das Wohnen, den Raum sowie
das Einräumen und die Welt. Sodann soll
im vierten Abschnitt das bisher Gesagte in
Heideggers eigenem „Beispiel“ der Brücke
eine gewisse Anschaulichkeit gewinnen.
Im fünften Schritt führe ich das bis da-
hin über das menschliche Verhalten zum
Raum und zum Wohnen Angesprochene
zusammen und noch ein wenig weiter.

* * *

Noch eine kurze Bemerkung zu meinem Umgang mit *Heidegger*, also zu der Formulierung „im Ausgang vom Denken des späten Heidegger“ im Untertitel des Vortrags. Ich verstehe unter *Philosophie* nicht in erster Linie die Beschäftigung mit früheren oder zeitgenössischen Philosophen, sondern das philosophierende Denken selbst. Ich halte es mit dem japanischen Haiku-Dichter Bashô: „Sucht nicht nach den Spuren der Alten, sondern sucht nach dem, was die Alten suchten!“ (zit. nach: *Japanische Dreizeiler*, Ulenbrook, 264) Darum beziehe ich mich auch auf Heidegger nicht primär referierend oder interpretierend, sondern ich befrage ihn hinsichtlich der für uns selbst sich stellenden Fragen. Ich bin überzeugt, daß er mehr als jeder andere zu dem Thema „das Wohnen und der Raum“ zu sagen hat, und zwar nicht der frühe Heidegger von „Sein und Zeit“ oder der mittlere Heidegger der berühmten „Seinsfrage“, sondern der späte Heidegger, für den u.a. insbesondere die Verhältnisse von Welt und Ding und von Mensch und Raum wichtig geworden sind. Seine Gedanken dienen mir als eine Art Leitfaden für meine Überlegungen.

1. Das Wohnen

Das Wohnen und der Raum – mit dieser Wendung scheint zunächst etwas Selbstverständliches angesprochen zu sein: Es gehört zur Grundbestimmung des Wohnens, daß es in einem Raum geschieht. Sprechen wir davon, daß jemand wohnt, dann sind wir versucht, gleich dazu zu sagen, daß er „da und da wohnt“, und vielleicht werden wir auch fragen, seit wann und wie lange und mit wem er dort wohnt. Wir wohnen immer irgendwo und eine Zeitlang. Solange wir nur *sind* – was in der Tat nie der Fall ist –, sind wir gleichsam isoliert, abstrakt; nur wenn wir irgendwo zuhause sind – oder auch betont *nicht* zuhause –, sind wir auf der Welt.

Man wohnt an einem Ort, gewöhnlich in einem Haus, dem *Wohnhaus*, in einer Straße, einem Quartier, in der Stadt oder auf dem Land, vielleicht am Waldrand, in einer bergigen oder einer flachen Gegend, in einem Land, auf einem Kontinent, irgendwo auf der Erde, – unter dem Himmel. Das alles sind nähere Bestimmungen des Raums des Wohnens, angezeigt durch die Präpositionen an, auf, in, unter usw. Den Raum verstehen wir dabei als eine weite Ausdehnung, gegliedert durch spezifische Orte, Plätze, Gebiete, Gegenden. Er ist, so gefaßt, nicht der „objektive“ mathematische oder natur-

wissenschaftliche Raum, der isotrop und homogen ist, in dem es also weder ausgezeichnete Richtungen und Gegenden noch ausgezeichnete Orte gibt, keinen Himmel und keine Erde, keine heiligen Plätze, keine vertrauten und fremden Gegenden.

Der Raum des Wohnens ist vielmehr ein jeweils spezifischer, vielfältig differenzierter menschlicher „Erfahrungsraum“. Heidegger schreibt: „Es ist nie zunächst eine dreidimensionale Mannigfaltigkeit möglicher Stellen gegeben, die mit vorhandenen Dingen ausgefüllt wird. ... alle Wo sind durch die Gänge und Wege des alltäglichen Umgangs entdeckt und umsichtig ausgelegt, nicht in betrachtender Raumausmessung festgestellt und verzeichnet.“ (*Sein und Zeit*, 103)

Die ursprüngliche Bedeutung von „wohnen“ ist nach dem Grimm'schen Wörterbuch zwar gern haben, wünschen, aber schon im Althochdeutschen meint es verweilen, bleiben, sich befinden, und im Mittelhochdeutschen gewinnt es dann die Bedeutung, die auch für uns noch gilt: „Sitz, Wohnung haben“. Das Wohnen bezieht sich auf den Ort, an dem wir uns „im Grunde“ aufhalten, an dem wir uns „häuslich“ einrichten. Wohnen, wohnlich, gewohnt, sich an etwas gewöhnen, sich eingewöhnen, – in der Vorstellung des Wohnens klingt



etwas von Zugehörigkeit und Hingehören an, etwas Umschließendes und Vertrautes, Geborgenheit Gebendes. Das „Persönliche“ und „Private“ des Hingehörens besteht u.a. darin, daß man im eigenen Wohnraum man selbst und bei sich selbst ist, – im Französischen heißt „zuhause“ „chez moi“ oder „chez nous“, „bei mir“ oder „bei uns“.

Der Ort, wo man lebt und seine persönlichen Sachen aufbewahrt, ist in der Regel ein Haus bzw. eine Wohnung, gleichgültig, ob man sie allein bewohnt oder – wie man sagt – mit Anderen „teilt“, ob sie einem gehört, ob man zur Miete oder zur Untermiete wohnt. Doch auch die Nomaden *wohnen* in ihren Zelten, zwischen ihren Herden. Manche Menschen wohnen in Wohnwagen, andere in Hausbooten. Selbst die, die unter freiem Himmel schlafen, wohnen oftmals an ganz bestimmten Orten, etwa unter einer Brücke. Andererseits gehören zum Wohnen – im Unterschied zum bloßen Untergebrachtsein – auch eine gewisse Dauer und ein persönlicher Bezug.

Das Wohnen ist ein Gefüge aus verschiedenen Tätigkeiten, Zuständen, Verhaltensweisen. Wir wohnen nie nur, sondern wenn man irgendwo wohnt, dann schläft, sitzt, geht, ißt man dort. Man drückt der Wohnung einen eigenen Stempel auf,



richtet sie – und sich in ihr – ein, macht sie zu einem *ingeräumten Raum*. Die Dinge, mit denen wir uns in unserer Wohnung umgeben, sind in besonderer Weise unsere Dinge, ihre Art und Auswahl spiegelt unser eigenes Wesen wider. Darum kann man sich zuweilen auch in Wohnungen, wo „nichts herumliegt“, sondern alles genau an seinem Platz ist, so unwohl fühlen. Wir wohnen nicht nur mit Menschen zusammen, sondern auch mit Dingen, außer mit notwendigen Einrichtungsgegenständen etwa auch mit einem Bild an der Wand, einem Stein, den wir von irgendwoher mitgebracht haben, einer Vase mit Blumen, einem Spiegel.



In früheren Zeiten waren der Herd und das Bett die zentralen Stellen des „Zuhause“. Für Penelope war das Wissen um das gemeinsame Bett das unumstößliche Erkennungszeichen des Odysseus. Es war um einen Baum herum bzw. aus einem Baum gezimmert und wurzelte mit seinem Fuß selbst in der Erde. Man könnte das als ein Bild für das Wohnen überhaupt nehmen. Die Wohnung ist der Ort, wo man, in weitem Sinne genommen, verwurzelt ist. Wer nirgendwo ein Wohnrecht und somit kein Zuhause hat, ist ein Entwurzelter.

Mit der Wendung „Das Wohnen und der Raum“ ist jedoch, wenn wir uns an

Heidegger halten, noch anderes und Bedeutsameres angesprochen als die bisher genannten phänomenalen Tatsachen. Er schreibt: „Denken wir das Zeitwort ‚wohnen‘ weit und wesentlich genug, dann nennt es uns die Weise, nach der die Menschen auf der Erde unter dem Himmel die Wanderung von der Geburt bis in den Tod vollbringen. Diese Wanderung ist vielgestaltig und reich an Wandlungen. Überall bleibt jedoch die Wanderung der Hauptzug des Wohnens als des menschlichen Aufenthaltes zwischen Erde und Himmel, zwischen Geburt und Tod, zwischen Freude und Schmerz, zwischen Werk und Wort. Nennen wir dieses vielfältige Zwischen die Welt, dann ist die Welt das Haus, das die Sterblichen bewohnen.“ (*Hebel – Der Hausfreund*, 17f.)

Das Wohnen nennt, sagt Heidegger, die Weise, wie Menschen leben, wie sie ihre Wanderung durch die Welt vollbringen. Der spätere Heidegger betont wiederholt, daß die Menschen sind, indem sie wohnen; diese Kennzeichnung begegnet vermutlich ebenso häufig wie der für Heidegger ebenfalls sehr wichtige Hinweis auf die Sterblichkeit oder auf das Sprechenkönnen. Der Mensch ist ein *wohnendes Wesen*. Das ist eine verblüffende Aussage. Denn in unserer philosophischen Tradition versteht sich der



Mensch keineswegs in maßgeblicher Weise als ein wohnendes, sondern primär als ein *denkendes*, vorstellendes, sprechendes Wesen, als *animal rationale*. Entscheidend für dieses Selbstverständnis ist, daß der Mensch der abendländischen Tradition seit deren Anfängen versucht, sich aus der Welt heraus- und ihr gegenüberzustellen und inmitten der Endlichkeit und Zufälligkeit und der unübersichtlichen Vielfältigkeit dessen, womit er es zu tun hat, eine Ständigkeit und Sicherheit zu gewinnen. Er setzt der Wechselhaftigkeit in ihm und um ihn etwas Bleibendes und Unveränderliches entgegen, indem er nach den Gründen und Prinzipien, nach der Allgemeinheit und Einheit von allem fragt und es zu begreifen sucht.



Das Wohnen als wesentliche Bestimmung des Menschen aufzufassen, heißt demgegenüber, ihn gewissermaßen in die sinnliche Welt zurückzuholen, ihm innerhalb der zufälligen Welt der Mannigfaltigkeit und Sterblichkeit einen eigenen Ort zuzuweisen. Als die maßgebliche Erfahrungsweise des Menschen wird nicht mehr der alles Fühlen und Wahrnehmen prinzipiell übersteigende, rationale Zugriff auf allgemeine Gesetze und abstrakte Prinzipien und Normen angesehen, sondern das Sich-hingehörig-wissen an einen Ort und in eine Gemeinschaft,

das Sich-einfügen in eine Situation, das räumliche und zeitliche Weilen in einer bestimmten Umgebung, z.B. einer Landschaft, kurz: *das Wohnen in einer Welt*.

Diese Wesensbestimmung scheint allerdings kein großes Gewicht zu haben. Zum einen, weil, wie eben gesagt, der Begriff des Wohnens keine metaphysische Geschichte hat; daß die Menschen wohnen, ist eine der Selbstverständlichkeiten ihres alltäglichen Seins und Lebens, denen keine „höhere“ geistige Bedeutung oder Würde zuzukommen scheint. Zum anderen gehört zum Wohnen selbst eine gewisse Unauffälligkeit und „Gewöhnlichkeit“. Diese Unauffälligkeit des Wohnens ist nicht zufällig der des gewöhnlichen „ist“ verwandt, an dessen Stelle sie zu treten scheint. Die Menschen *sind* – das heißt streng genommen nichts anderes als: sie *wohnen in der Welt*. So erklärt Heidegger in dem vor Architekten und Städteplanern gehaltenen Vortrag *Bauen Wohnen Denken*, im Rückgriff auf „das alte Wort bauen, zu dem das ‚bin‘ gehört“: „die Weise, nach der wir Menschen auf der Erde *sind*, ist das Bauen, das Wohnen. Mensch sein heißt: als Sterblicher auf der Erde sein, heißt: wohnen.“ (147)

Wiederholt treffen wir hier auf die räumlichen Bestimmungen „auf der Erde“ und „in der Welt“. Wir hörten, daß „die

Menschen auf der Erde unter dem Himmel die Wanderung von der Geburt bis in den Tod vollbringen“ und daß „die Welt das Haus [ist], das die Sterblichen bewohnen“. Die *Erde* und vor allem die *Welt* sind der Raum des menschlichen Wohnens. Somit hat dieses selbst, als ein irdisches und welthaftes, einen dezidiert *räumlichen* Charakter. Die Menschen wohnen auf der Erde, indem sie, nicht nur beiläufig, sondern wesenhaft, in einem *Raum*, damit auch an einem *Ort*, in einer *Gegend* wohnen.

2. Der Raum

Im Grunde gehört es zwar schon zum In-der-Welt-sein von *Sein und Zeit* von 1927, daß der Mensch, da er nicht einfach in der Welt vorkommt, sondern sich „ausrichtend und entfernend“, und d.h. einräumend zu den Dingen um ihn herum verhält, den Raum dieser Welt *bewohnt*. Aber die Welt ist zu dieser Zeit für Heidegger noch nicht die konkrete Vierfalt von Himmel und Erde, Sterblichen und Göttlichen, und das Sein der Sterblichen wird in dieser vierfältigen Welt noch nicht eigens als ein Hingehören und Heimischsein in diesem Welt-Raum, dem „Haus der Welt“, verstanden.

Später aber lesen wir dann: „Das Verhältnis von Mensch und Raum ist nichts

anderes als das wesentlich gedachte Wohnen.“ (*Bauen Wohnen Denken*, 158) Wie ist der Raum, den wir als sterbliche Menschen wesentlich bewohnen, näher gedacht? Ein erster Blick auf den Raum, wie wir ihn alltäglich erfahren, zeigt ihn zunächst als etwas, in dem wir und alles andere wesentlich sind und uns bewegen. Alles ist an einem Platz oder in einem Raum. Dieser Raum selbst wird, trotz seiner Leerheit, als qualitativ unterschiedlich erfahren, d.h. mit Oben und Unten, Vorne und Hinten, Nähe und Ferne, Enge und Weite. Er hat Orte und Plätze, Gegenden und Grenzen und Abstände. Und er ist der Raum von *Räumlichem*. Räumlich zu sein heißt sowohl, daß etwas einen Raum einnimmt und an einem Ort ist und daß es einen „Rauminhalt“, ein Volumen, und eine bestimmte Ausdehnung hat, so und so groß ist. Der Raum, den ein Ding, ein Körper, einnimmt, ist sein Ort, der im Raum und von Raum umgeben ist.

Diesem aus der griechischen Philosophie stammenden statischen Verhältnis von Raum und Ort, das grundsätzlich vom *Körper* her vorgestellt wird, stellt Heidegger ein ganz anderes Verständnis des Raumes entgegen. In der kleinen Schrift „Bemerkungen zu Kunst – Plastik – Raum“ schreibt er: „Was also ist der Raum als Raum? Antwort:

der Raum räumt. Räumen heißt *roden*, *freimachen*, freigegeben ein Freies, ein Offenes. Insofern der Raum räumt, Freies freigibt, gewährt er erst mit diesem Freien die



Möglichkeit von Gegenden, von Nähen und Fernen, von Richtungen und Grenzen“ (13)

Wir stoßen hier auf eine Grundintention des Denkens des späten Heidegger: Sein und Wesen sind nichts substanzhaft Festes und an sich Gegebenes im Sinne des alltäglich verstandenen unabänderlichen Wesens von etwas. Vielmehr sieht Heidegger hier jeweils das *Geschehen eines Begegnens*, eines

Abb. 3

Auf-uns-zukommens, Uns-ansprechens. Dieses *Geschehen* tritt aus einer prinzipiellen Nichthaftigkeit in die Offenheit des Sichtbar- und Daseins heraus und geht in eben diesem Hervorkommen uns, die Menschen, an. Darum sieht Heidegger die Grundbestimmung des menschlichen Denkens in einem *Entsprechen* und einem *Hören* auf das, was uns aus der Welt entgegenkommt.

Es geht ihm also – und zwar in einer Konsequenz, die nicht radikal genug gedacht werden kann – darum, das Wesen *verbal*, d.h. eben als *Geschehen*, als Bewegung zu denken, genauer, als eine Bewegung des Ankommens, nämlich beim Menschen und für den Menschen. In Bezug auf den Raum als eine grundsätzliche Seinsweise besagt das, daß der Raum selbst als ein *Geschehen* gefaßt wird, also als räumender, Raumgebender Raum. Der Raum selbst räumt ein, gibt frei, entläßt, nimmt auf usw. Darin liegt auch, daß er als *Räumen* immer schon auf das Ankommen des *Räumlichen* bezogen ist .

Genauer ist dieses Geschehen des Raumes aber Ankommen beim wahrnehmenden, aufnehmenden Menschen, der sich auch von sich aus, selber einräumend, auf Raum und Räumliches bezieht. Der Raum ist Raum, indem er räumt; er räumt aber, indem der Mensch „den Raum einräumt“,

und zwar gerade dadurch, daß er wiederum den Raum selbst räumen läßt. Heidegger spricht hier von einem „geheimnisvolle[n] Verhältnis“. (*Bemerkungen*, 15) Der Raum kann, was er selbst ist, nur sein, im Zusammenspiel mit dem räumlichen Verhalten oder Sein des Menschen. Raum und Mensch sind nicht zwei unabhängige Entitäten, von denen die eine der anderen vorherginge oder umgekehrt von ihr abhängig wäre. Sie sind vielmehr beide *immer schon* aufeinander verwiesen, sind nicht ohne einander, gehören zusammen, brauchen sich gegenseitig.

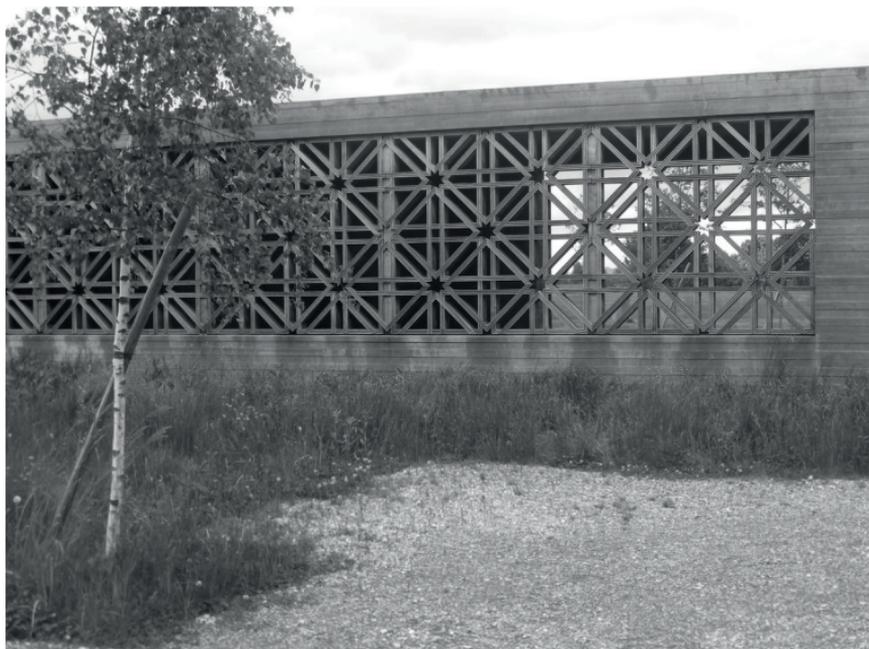
Heidegger sagt: „Der Mensch läßt den Raum als das Räumende, Freigebende zu und richtet sich und die Dinge in diesem Freien ein.“ (*Bemerkungen*, 13) Dieses Einrichten geschieht durch das Stiften oder *Bauen* von *Orten*. Denn das Freie und Offene des Raumes bedarf jeweils der Versammlung an eine Stätte bzw. in einen *Ort*, und eben dieses nennt Heidegger hier „Bauen“. Das Bauen von Orten geschieht damit keineswegs nur – wenngleich auch – in der Weise des Bauens im engeren Sinne, des Errichtens von Bauten, sondern auch im *Wohnen*. Denn indem der Mensch den gebauten Raum bewohnt, gibt er den Dingen, mit denen er umgeht, ihren je eigentümlichen Ort. Der *Ort* ist der Platz, an dem die Dinge jeweils ihr In-die-Welt-

gehören zu entfalten vermögen, was ihre gegenseitige Bezogenheit ebenso einschließt wie ihre Bedeutsamkeit für die Menschen.

Daß der Mensch sich im Freien und Offenen des Raumes einrichtet, geschieht also dadurch, daß er *Orte* schafft, die das menschliche Wohnen und das welthafte Sein von Dingen *versammeln*. Dieses Versammeln ist kein bloßes Zusammensammeln und auch kein Einsammeln, es ist auch mehr als das Herstellen einer Konstellation. Heidegger spricht mit ihm ein An-seinen-Ort-rufen an, das etwas in sein ihm angestammtes Eigenes holt, wo es als es selbst zu sein und zu erscheinen vermag. Insofern leiten die versammelnden Orte das Einräumen durch den Menschen und ergeben sich nicht erst nachträglich als Resultate dieses Einräumens. Man kann hier an die inneren Auszeichnungen bestimmter geographischer Plätze erinnern, die, auch ohne nachweisbare Überlieferung des Wissens um sie, über die Jahrhunderte und Jahrtausende hinweg eine gewisse Heiligkeit oder Energie aufweisen und immer wieder zum Ort von Kultstätten gemacht werden, weil sie offenbar diesen merkwürdigen und nicht näher verstehbaren, heiligen Charakter eines Versammelnden an sich haben.

Die Orte befinden sich also keineswegs „im vorgegebenen Raum nach der

Art des physikalisch-technischen Raumes. Dieser entfaltet sich erst aus dem Walten von Orten einer Gegend.“ (Die Kunst und der Raum, 11) Im Grunde versteht sich das von selbst; denn im physikalisch-technischen Raum gibt es eben per definitionem gar keine Orte. Oder mit Heideggers Worten: „‘der‘ Raum in diesem Sinne enthält keine Räume und Plätze. Wir finden in ihm niemals Orte, d.h. Dinge von der Art der Brücke“. (*Bauen Wohnen Denken*, 156) Heideggers



Raum ist demgegenüber eher ein Bereich oder Feld, er ist ein Raum *für* Bezüge, die

Abb. 4

sich in ihm entfalten und ihn dadurch in je bestimmter Weise qualitativ bestimmen.

Ein entscheidender Unterschied zwischen Heideggers und der traditionellen Raum- und Ortauffassung zeigt sich dementsprechend in besonderer Weise in der Bedeutung, die bei Heidegger ein weiterer seiner Grundbegriffe erhält, der Begriff der „Gegend“. In diesem Begriff findet der Geschehens- oder Bewegungscharakter des Raumes einen angemessenen Ausdruck. Denn Heidegger versteht die Gegend – oder „Gegnet“, wie er vom Alemannischen her sagt – als das *Gegnende*, das Entgegnende und Entgegenkommende, als die Dimension oder den offenen Bereich, aus dem und in dem sich überhaupt etwas zeigen, d.h. hervor- und entgegenkommen kann, indem es einen Ort in dieser Gegend findet und uns damit angeht.

Denken wir die Gegend tatsächlich als das Gegnende, also wiederum verbal, dann geht sie den Menschen dadurch an, daß sie ihm einen Bereich darbietet, aus dem ihm etwas begegnet und entgegenkommt. Es ist immer wieder diese selbe Bewegung, die Heidegger in unterschiedlichen Aspekten verdeutlicht: ein Auf-uns-zukommen, Ankommen, Sich-geben, Zusprechen, und zwar des Bereichs sowohl wie des in ihm Be-



gegneten. Die Menschen entsprechen dem durch ein aktives Seinlassen, Aufnehmen, Erwarten. Da kommt etwas „über den vernehmenden, blickend-hörenden Menschen“ (Satz vom Grund, 140), das – wie wir sagen – etwas mit ihm macht, das aber zugleich selbst nur geschieht, wenn der Mensch etwas damit anfängt, also sich auf es einläßt und es *sein läßt*, – „lassen“ hier im Sinne von veranlassen und insofern sogar *machen* verstanden.

Die Gegend heißt so, sagt Heidegger, „weil sie das gegnet, freigibt, was es für das Denken zu denken gibt. Das Denken hält sich in der Gegend auf, indem es die Wege der Gegend begeht.“ (*Unterwegs zur Sprache*, 197) Hier findet sich ein Verb, das bei Heidegger häufig wiederkehrt, das wir aber leicht überlesen, weil es sich jeweils genau in den Kontext einfügt, nämlich das *Freigeben*. Die Gegend gegnet und gibt frei. Eine Sicht, ein Weg, ein Bauplatz werden freigegeben; vielleicht ist auch das Freigebigsein zu assoziieren. Das Freigeben ist das Eröffnen eines Raumes, ein freies Überlassen, frei von Einschränkungen und Bedingungen und Vorbehalten. Die Gegend öffnet sich vorbehaltlos für den Zugang zu ihr und den Aufenthalt in ihr. Sie lädt den Hinzutretenden zu sich ein, nimmt ihn offen und gastlich in ihren Bereich auf.

3. Das Einräumen der Welt und das Wohnen

Es wird Zeit, zum Wohnen zurückzukehren. Zuvor möchte ich den Blick aber noch auf einen Begriff lenken, der unsere bisherigen Überlegungen immer schon begleitet hat, den Begriff der *Welt*. Die *Welt* ist für Heidegger kein neutraler Gesamtbereich von nebeneinander vorkommenden Dingen unterschiedlichster Art, die vom Menschen – einem spezifischen, nämlich vernunftbegabten Ding – sinnlich rezipiert und geistig verarbeitet würden. Sie ist überhaupt keine „neutrale Welt“, die einen endlichen oder unendlichen Raum einnähme (und eine endliche oder unendliche Zeit durchliefe). Die *Welt* ist vielmehr ein Geflecht aus Beziehungen und Bedeutungen, sie ist ein durch Bedeutsamkeit konstituiertes Sinnganzes.

Die Menschen sind wesenhaft *In-der-Welt-sein*. Das besagt, daß sie verstehend und handelnd in und aus den die Welt ausmachenden Bezügen und Bewandnissen leben. Sie stehen in Beziehungen der Nähe und Ferne zu den Dingen, die sie im Raum umgeben, wobei sich diese Beziehungen eben dadurch ergeben, daß sie sich auf diese Dinge als auf nähere und fernere beziehen, daß sie die Nähe und die Ferne in ihrer eigenen Leiblichkeit austragen. Die Menschen räu-

men, indem sie *in der Welt* sind, diese Welt zugleich allererst ein. Die Räumlichkeit der Welt und das menschliche In-der-Welt- und Im-Raum-sein sind gleichursprünglich. Diese Gleichursprünglichkeit bedeutet ersichtlich – um das noch einmal zu betonen – einen entscheidenden Schritt aus dem traditionellen, erkenntnistheoretischen Ansatz hinaus, der eine eindeutige Unterscheidung zwischen einer Subjekt- und einer Objektseite macht und nach der Konstitution des einen durch das andere fragt. Heidegger zeigt, daß und wie Welt und Mensch immer schon aufeinander verwiesen sind, sich gegenseitig brauchen. Das, was wir als „unsere Welt“ kennen – und von einer anderen können wir nichts sagen –, entsteht aus dem Zusammenspiel der Welt, in der wir leben, und uns, die wir in ihr leben.

Der späte Heidegger denkt die Welt als ein vierfaches Gefüge aus Erde und Himmel, den Sterblichen und den Göttlichen. Er nennt es das „Geviert“ der Welt. Man hat viel über das Bild dieses Gefüges, das zweifellos Wurzeln in der Romantik und bei Hölderlin hat, gerätselt und geschrieben. Ich will es hier inhaltlich nicht weiter auseinanderfalten, mich vor allem nicht auf eine nähere Erläuterung der schwierigen Dimension des „Göttlichen“ einlassen. Als wichtig sollten wir festhalten, daß die Welt

von Heidegger wesentlich als ein qualitativ gegliedertes Gesamtgefüge gesehen wird, in das die Menschen als eine seiner Dimensionen hineingehören, das aber ebenso durch die im weitesten Sinne „räumlichen Koordinaten“ von „Himmel und Erde“ wie von der das Menschsein übertreffenden Macht des Himmlischen mitbestimmt ist. Wir Menschen sind auf der Welt, indem wir auf der Erde und unter dem Himmel und vor den Göttlichen sind. Ich erinnere an die vorhin angeführte Stelle über die Welt als das Haus der Welt. Dort war von der Weise die Rede, „nach der die Menschen auf der Erde unter dem Himmel die Wanderung von der Geburt bis in den Tod vollbringen.“

Diese Wanderung aber ist das Wohnen, das wesenhaft *Wohnen in der Welt* ist. Das Menschsein beruht im Wohnen.



Wie die Dinge, so sind auch die Menschen in ihrem je eigenen Sein auf das Geviert der Welt bezogen und von ihm her bestimmt. Ihr *spezifischer* Bezug zur Welt ist eben das Wohnen. Sie *sind* nicht einfach in der Welt, sondern sie *bewohnen* sie, sind in ihr zuhause. Ihre Zugehörigkeit zur Welt vollziehen sie, indem sie das sie Umgebende in seinem Wesen und Geschehen, also in sich selbst beruhen lassen, ihm seinen eigenen Raum einräumen, es *schonen*. „*Der Grundzug des Wohnens ist dieses Schonen*“, sagt Heidegger.

Der menschliche Aufenthalt auf der Erde ist „immer schon ein Aufenthalt bei den Dingen“. (151) Die Menschen leben in der Welt, indem sie auf der Erde und unter dem Himmel wohnen, mit anderen Menschen und im Bezug zu etwas, das den Bereich vernünftigen und erklärbaren Seins übersteigt. Dieser vierfältige Bezug des Wohnens auf die Welt sammelt sich gewissermaßen um die *Dinge*, konzentriert das Wohnen in den Dingen. „Das Wohnen schont das Geviert, indem es dessen Wesen in die Dinge bringt.“

Wieder zeigt sich, wie reich Heidegger den Begriff des Wohnens denkt. Es meint den gesamten Lebensweg in all seinen Facetten und Phasen, den Aufenthalt „zwischen Erde und Himmel, zwischen Geburt und Tod, zwischen Freude und Schmerz,

zwischen Werk und Wort“. In all dem bleibt das Wohnen wesentlich auf die Welt bezogen, es orientiert sich an deren Gegenden und Orten und räumt dadurch zugleich umgekehrt diese Welt und ihre Dinge allererst ein.

Diese Gegenbewegtheit – die wir im Rückgriff auf zuvor Gesagtes ein gegenseitiges Brauchen nennen können – kennzeichnet durchgängig das Verhältnis zwischen Mensch und Welt; sie spielen wechselseitig ineinander. Einerseits errichtet z.B. das Bauen, das eine Weise des Wohnens ist, „Orte, die dem Geviert eine Stätte einräumen.“ Das menschliche Tun gibt so dem Weltgeviert seinen Ort und seine Stätte in den Dingen. Zugleich aber ist es das Weltgeviert selbst, das dem Bauen die „*Weisung*“ und die Maße für sein Errichten von Bauten, die Orte sind, gibt. Dinge, die Bauten sind, verwahren und schonen das Geviert und realisieren so das Wohnen der Sterblichen, aber sie können dies nur, weil sich die Welt ihrerseits in diesen Ort fügt. Und sie tut dies nur, weil und wenn der Mensch schon von ihr selbst her bestimmt ist, wenn sein Bauen einem „Zuspruch des Gevierts entsprochen“ hat (160). Was für den Menschen besagt: „*Nur wenn wir das Wohnen vermögen, können wir bauen.*“ (161)

4. Die Brücke

Was ich bisher gesagt habe, mag Ihnen ziemlich abstrakt und allgemein vorkommen. Obgleich es zumindest der Intention nach ganz nah an den Phänomenen und an unserer Erfahrung sein wollte. Heideggers Denken ist, auch wenn man sich in seine Art des Umgangs mit der Sprache zweifellos erst hineinhören muß, weitaus konkreter und näher am empirischen Besonderen, als es für das traditionelle Philosophieren typisch war, u.a. weil er versucht, so genau wie möglich auf die Worte und die ursprünglich in ihnen liegende Bedeutung zu hören. Der heute auch in den Geisteswissenschaften weithin üblich gewordene formelhafte Gebrauch der Sprache zeigt sich, wenn man sich einmal auf Heideggers konkreten Umgang mit ihr eingelassen hat, in seiner ganzen Fragwürdigkeit.

Heideggers Nähe zu den konkreten Gegebenheiten der Welt zeigt sich auch an der Weise, wie er mit *Beispielen* umgeht. Wenn er in seinen Erörterungen Beispiele bringt, so dienen sie nicht zur bloßen Exemplifizierung, sondern führen jeweils bruchlos den jeweiligen Gedanken- und Erläuterungszusammenhang weiter. So verhält es sich auch mit dem wohl bekanntesten, von Heidegger selbst so genannten „Beispiel“ der *Brücke*. Es dient dazu, das Verhältnis von Bauen

und Wohnen und damit auch von Wohnen, Dingen, Raum und Welt näher zu klären.

Interessanterweise scheint Heidegger keine bestimmte Brücke vor dem inneren Auge zu haben. Er trägt unterschiedliche Momente dessen zusammen, was eine Brücke als solche ausmacht, – wir können nach früher Ausgeführtem sagen: wie eine Brücke als Brücke *geschieht*. Die Brücke ist nur eines unter vielen Dingen, die gemeinsam z.B. eine bestimmte Landschaft bilden. So wie sich die Brücke als Versammelndes der Landschaft zeigt, so kann auch ein anderes Ding, z.B. ein Wohnhaus, die Vierfalt der Welt in sich versammeln. Jeweils gibt es dann etwas, in dem sich das jeweils Ganze wie in einem Brennpunkt sammelt und spiegelt, in dem sich die Bahnen und Linien des Ganzen bündeln bzw. von dem her sie in ihrem welthaften Zueinandergehören ausgehen. Hier ist es nun die Brücke, die, indem sie eine gewisse Aufmerksamkeit des Blicks auf sich zieht und so gleichsam *herausgesehen* wird aus der Gesamtheit des Landschaftsgefüges, als eine Art Akzent oder auch Fokus der gesamten Gegend erfahren wird.

Wie ist die Brücke eine Brücke?
Heidegger sagt: „Die Brücke *versammelt* auf *ihre* Weise Erde und Himmel, die Göttlichen und die Sterblichen bei sich.“ (153)

Neben dem „versammelt“ ist „ihre“ herausgehoben, weil die Brücke zwar versammelt, insofern sie überhaupt ein Ding ist, aber sie versammelt auf *ihre* Weise, insofern sie ein Ding eigener Art ist, nämlich ein solches, das „eine *Stätte* verstatet“, ein Ding, das ein *Ort* ist und einräumt (154f), – und darum geht es ja in diesem Zusammenhang.

Die Brücke versammelt. Das besagt, daß sie vielfältige Bezüge der jeweiligen Landschaft in eine Einheit zusammenbringt, in die Einheit der vierfältigen Welt. Indem sie sich von einem Ufer zum anderen hinüberschwingt, läßt sie diese Ufer erst Ufer sein und versammelt damit die Landschaft auf beiden Seiten des Wassers zueinander; so gibt sie der *Erde* ein ganz bestimmtes landschaftliches Gepräge. Ebenso akzentuiert sie einen Bezug zum *Himmel*, indem sie den Strom in seinem Wechselspiel mit der Offenheit und mit den Wettern, Sonnenschein und Regengüssen, als dem Himmel gegenüberliegend sichtbar werden läßt. Und auch die Weltdimensionen der *Menschen* und des *Göttlichen* gehören in dieses versammelnde Spiel. Die Brücke geleitet die Menschen von einem Ufer zum anderen. Dieses Geleiten fügt sich ein in „die Wanderung von der Geburt bis in den Tod“, mit dem wir eine wie auch immer geartete Dimension des

Unvorstellbaren, „Jenseitigen“ verbinden.

Die Brücke räumt den Raum ein, indem sie bestimmte menschliche Vorhaben und Verrichtungen ermöglicht und die ganze bewohnte Landschaft von sich her und auf sich zu als eine zu durchstehende und zu durchgehende gliedert. Das Besondere der *Brücke* ist, daß sie das Versammeln der Welt in der Weise des *Verstattens einer Stätte* vollzieht. Sie ist ein Ding, weil und insofern sie *einräumende* Versammlung des Weltgevierts ist. Oder anders gesagt: nur indem sie das Weltwesen an einem bestimmten Ort und in einen bestimmten Ort versammelt, vermag sie eine Brücke zu sein. Zugleich allerdings auch nur darum, weil es Menschen gibt, die in ihrer Welt mit ihr umgehen, indem sie sie überschreiten, – auf der Erde und unter dem Himmel, zusammen mit anderen Menschen und angerührt von solchem, das „über alle Vernunft“ ist (wie ich Heideggers Dimension der „Göttlichen“ umschreibe).

Die Brücke hat das auf den ersten Blick ungeheuerlich erscheinende Vermögen, die „ganze Welt“ *geschehen* zu lassen. Wir sahen früher, welche Bedeutung in Heideggers Denken dem Geschehen von Welt als Ankommen im Hier und Jetzt des Aufenthalts der Menschen bei den Dingen zukommt. Hier wird noch einmal deutlich,

wie *zugleich* allererst dieser Aufenthalt der Menschen bei den Dingen diese zu ihrem Einräumen „ermächtigt“: die Brücke ist nur eine Brücke, indem Menschen sie in ihrem Wohnen überschreiten, – oder auch sie planen und bauen, sie betrachten, an sie denken, sie malen oder andichten, was ja alles ebenfalls Momente des Wohnens sind.

Zu wohnen heißt eben nicht nur, Häuser und Städte zu bewohnen, sondern weiter genommen auch, auf der Erde, im „Haus der Welt“ heimisch zu sein. Diesem Wohnen im weiteren Sinne gehören die Wege und Brücken zu, die das Gehen so von einem Ort zum anderen führen, wie es im „Wohnhaus“ im engeren Sinne die Gänge und Treppen tun. Diese das menschliche Gehen leitenden Dinge eröffnen den Raum in besonderer Weise, weil sie seine Orte und Ortschaften in Verbindung zueinander bringen und halten und so jeweils eine ganze Welt entfalten.

5. Die Gelassenheit des Wohnens

Ich möchte in diesem Schlußabschnitt versuchen, das, was wir im Bisherigen über das Wohnen als grundsätzliche Stellung des Menschen zur Welt bzw. besser: in der Welt gesehen haben, noch etwas genauer zusammenzufassen und zu vertiefen.

Was ich Ihnen in diesem Vortrag vor



allem zeigen wollte, ist Heideggers Einsicht, daß das Verhältnis von Mensch und Welt nicht das einer starren Subjekt-Objekt-Entgegensetzung ist, vielmehr das Geschehen einer lebendigen Auseinandersetzung, eines gegenseitigen Sich-Implizierens und Sich-Umfassens. Die Welt ist ein Hervorkommen aus Nichts, ein Sichzeigen und Sichverbergen von solchem, das uns jeweils so oder so angeht und betrifft. Was uns begegnet, hat uns etwas zu sagen, fordert uns heraus, erfreut, bedroht oder beschwichtigt uns usw.



Damit ein solches Welt-Geschehen möglich und wirklich wird, bedarf es beim Menschen einer Haltung, die Heidegger als „Gelassenheit zu den Dingen“ kennzeichnet. Der Mensch ist kein Bündel von Erkenntnisvermögen, sondern er ist das Wesen, das verstehend immer schon im Bezug zu einer Welt von ihm Begegnendem lebt. Indem er sich verstehend-handelnd zu ihr und in ihr verhält, macht er sie mit aus, – eben gerade weil sie keine neutrale Ansammlung von Seienden ist, sondern die sinnhafte, verhältnis-hafte Welt, der gegenüber wir Menschen uns in der merkwürdig doppeldeutigen Situation befinden, daß wir sowohl selbst etwas Welt-haftes sind, wie wir sie, aktiv, mit *sein lassen*.

„Lassen“ und „einlassen“ sind bei Heidegger zentrale Worte. Dieses Lassen

ist keineswegs etwas Passives, sondern ein aktives, bewußtes Sich-einlassen auf die Sache und das, was sie zu sagen hat, ein gesammeltes Lassen, Zulassen und Zuge-lassenwerden. Die Gelassenheit liegt, wie Heidegger sagt, „außerhalb der Unterscheidung von Aktivität und Passivität“ und ist doch in höchstem Sinne als ein *Tun* zu verstehen. (*Gelassenheit*, 35) Ein *Tun* jedoch, das zugleich als ein „*Warten*“ zu bezeichnen ist. Das *Warten* ist ein Kommenlassen, ein Sicheinlassen „in das Offene selbst“ (44).

Es gibt bei Heidegger mehrere Worte, die diese Haltung des Denkens gegenüber seiner Sache kennzeichnen. Immer geht es darum, daß das Denken etwas geschehen und ankommen läßt, daß es sich etwas sagen läßt und daß es dabei zugleich *fragt* und *hört* und *antwortet*, daß es dem Begegnenden gleichsam entgegenwartet, sich für es bereit hält, ihm entgegenkommt und ihm entspricht. In dem Vortrag „Die Sprache“ nennt Heidegger diese Haltung „das Zuvorkommen in der Zurückhaltung“. (*Unterwegs zur Sprache*, 32) Es ist eine Haltung, die zugleich ein Sichverhalten ist, ein sprechendes Entsprechen, wieder mit dem Gelassenheit-Gespräch gesagt: „ein Nachsagen der gehörten Antwort“ (61).

Heidegger nennt es auch ein „einfaches Sagen“, ein „herzhaftes“ und zugleich

ein „gelassenes“ Denken. Es ist die Haltung eines Menschseins, das, wie wir gehört haben, wohnt in der Weise des Wanderns und wandert, indem es wohnt, „ein Erhören, das erblickt“ (*Satz vom Grund*, 86), und ein „In-die-Nähe-kommen zum Fernen“ (*Ge-*



lassenheit, 45). Über diese Heideggerschen Kennzeichnungen hinaus können wir es auch ein *sinnliches* und ein *landschaftliches* Denken nennen oder auch ein *bildhaftes* Denken.

Abb. 7

Auch das Wohnen, das menschliche Im-Raum-sein, das Heidegger als Aufenthalt auf der Erde zwischen Geburt und Tod, Freude und Schmerz, Werk und Wort versteht, hat an ihm selbst den Charakter der Gelassenheit.

Daß es gelassen ist, heißt gerade nicht, daß es ein sicheres und beständiges Sich-einrichten im Immer-schon-Bekanntem wäre. Es hat vielmehr einen eigenen Bewegungskarakter, sein „Hauptzug“ ist die *Wanderung*. Die enge Verknüpfung von Wohnen und Wandern – das Wohnen als Weise der Wanderung, die Wanderung als Hauptzug des Wohnens – unterstreicht wiederum, wie wichtig Heidegger das Geschehen, das gelassene Tun ist.

Doch ich erinnere hier noch einmal daran, daß Heidegger betont hat, daß es *sowohl* des rechnendem *wie* des besinnlichen Denkens bedürfe. „So gibt es denn zwei Arten von Denken, die beide auf ihre Weise berechtigt und nötig sind: das rechnende Denken und das besinnliche Nachdenken.“ (*Gelassenheit*, 15) Auf unserem Wohnen auf der Erde zu insistieren, heißt darum nicht, sich weltfremd aus unserer technischen und wissenschaftsbestimmten Realität zu verabschieden. „Es wäre töricht, blindlings gegen die technische Welt anzurennen“, diese Selbstverständlichkeit unterstreicht auch Heidegger. Doch es kommt darauf an, die *Grenzen* des technisch-wissenschaftlichen Denkens und seiner Gegenstände zu sehen. „Aber wir können auch Anderes“, heißt es in dem Vortrag *Gelassenheit*. „Wir können die technischen Gegenstände im Gebrauch so

nehmen, wie sie genommen werden müssen. Aber wir können diese Gegenstände zugleich auf sich beruhen lassen, als etwas, was uns nicht im Innersten und Eigentlichen angeht.“ „Ich möchte diese Haltung des gleichzeitigen Ja und Nein zur technischen Welt mit einem alten Wort nennen: *die Gelassenheit zu den Dingen.*“ (*Gelassenheit*, 25)

Die Gelassenheit und das gelassen-besinnliche Denken umfassen somit auch unseren Bezug zur wissenschaftlich-technischen Wirklichkeit. Aber das Verhalten und die Einstellung, die diese uns aufzuerlegen scheinen, die Grundmuster, die aus dem Subjekt-Objekt-Verhältnis folgen, sind in ihrer Begrenztheit zu sehen, als eine bewußt gewählte Möglichkeit zur Erreichung begrenzter Zwecke. Das natürliche Hineingehören in die Welt läßt sich dadurch nicht grundsätzlich in Frage stellen. Es ergibt sich, indem wir in die Welt hineingeboren werden, die wir ein- und ausatmen, die wir materiell und ideell in uns aufnehmen und aus uns sowohl hervorbringen wie ausscheiden. So künstlich auch immer unsere Lebensweise sein mag, die Speisen, von denen wir uns ernähren, die Stoffe, in die wir uns kleiden, die Mittel, mit denen wir uns bewegen, die Materien, die wir bearbeiten, und selbst die Gedanken, auf die wir kommen, – all das än-

dert nichts an der Tatsache, daß wir, solange wir überhaupt sind, als natürliche Wesen auf der Erde und unter dem Himmel wohnen, daß wir im wörtlichen Sinne „irdisch“ sind.

Wenn wir uns wirklich als Wohnende, als die Erde Bewohnende erfahren – und das heißt auch, wenn wir uns nicht als primär rationale, nicht nur als funktionierende, nicht als bloß produzierende Wesen begreifen –, dann haben wir keine gegenständliche Umwelt uns gegenüber, in die wir eingreifen und die wir so oder so, besser oder schlechter, manipulieren können oder sogar müssen, sondern dann gehören wir in eine Welt, und es wird absurd, uns gegen den Zusammenhang zu wenden, dem wir selbst zugehören.

Ein neues, schonsames Verhältnis zur Erde aufzubauen, heißt u.a., die falsch eingefahrenen Wege rückgängig zu machen, die ein freundschaftliches Miteinander bedrohen oder bereits fast unmöglich gemacht haben. Die mannigfaltigen Einschränkungen, die unbedachten Mißachtungen, die unendlichen Verletzungen, die wir den materiellen und geistigen Gegebenheiten unserer Erde angetan haben, haben wir unserer eigenen vertrauten Welt angetan, weil wir uns der Zugehörigkeit zu ihr entfremdet haben, z.B. eben durch den – notwendig objektivierenden, d.h. Vertrautheit



negierenden – Entwurf von Wissenschaft und wissenschaftlich praktizierter Technik.

Die Erde, auf der wir wohnen, ist keineswegs eine heile Heimat. So erstaunlich schön sie im Wechsel der Wetter, der Landschaften, der Tages- und Jahreszeiten auch sein – und immer bleiben – mag, vor allem ist sie die von Menschen bewohnte und gezeichnete Erde, von Menschen, die sie, zumindest im Bereich unserer Zivilisation, zu einer Funktion ihrer weitgehend selbstbezogenen, auf Herrschaft, Machtzuwachs und Besitz ausgerichteten Bedürfnisse und Aktivitäten gemacht haben. Wenn Heidegger vom Wohnen auf der Erde spricht, dann meint er vor allem, daß wir als irdische Wesen auf die Erde und ihr zugehören; auf der Erde zu wohnen, heißt, im Nehmen und im Geben eingebunden zu sein in die widersprüchliche Vielfalt des Widrigen und Guten, des Verkehrten und Richtigen, des Beschädigten und Tröstlichen, das unsere Welt darstellt. Es heißt, uns mit kritischer Aufmerksamkeit und Gelassenheit, mit Phantasie und Entscheidungsbereitschaft, auf das einzulassen, was ein solches Wohnen jeweils von uns fordert.

- 
- 
- 
- Abb.1 - 2 Bregenzerwälderhaus, Umbau Architekt
Helmut Dietrich, Eingangsraum und Laube,
Fotos: P. Nigst
- Abb.3 - 5 Islamischer Friedhof, Architekt Bernardo Bader,
Fotos: P. Nigst
- Abb.6 Architekt Konrad Frey in seiner Wohnumgebung,
Foto: Anselm Wagner
- Abb.7 - 8 Hofhaus in Spittal an der Drau, Fotos: Andreas Hallinger
- 

Diese neue Serie „ausdruck TEXTE 01“ soll verschiedene wichtige Äußerungen von Personen, die in unserer Architekturausbildung eingebunden sind oder waren, in Textform dokumentieren. Inhaltliche Auseinandersetzung und zugleich offene Dialogbereitschaft bedeutet uns viel, ist quasi ein „Credo“. In diesem Sinne wünschen wir beschauliche Momente beim Lesen.... Lassen Sie sich ruhig darauf ein!

Peter Nigst, im Dezember 2014



Impressum:

Herausgeber: Fachhochschule Kärnten
Studiengänge für Architektur und Bauingenieurwesen
A-9800 Spittal an der Drau, Villacher Straße 1
Verantwortlich im Sinne des Pressegesetzes:
DI. Dr. Peter Nigst
Redaktion: Peter Nigst & Florian Aicher
Graphische Gestaltung: Lukas Kral
Lektorat: Ute Guzzoni, Florian Aicher
Druck: Krainer Druck, Druck- und Verlagsges.m.b.H. & Co. KG

ISBN: 978-3-902545-79-4

Dank an Ute Guzzoni, Florian Aicher
und die FH Kärnten für deren Unterstützung

© Texte und Bilder bei den Autorinnen und Autoren
Alle Rechte vorbehalten